



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

64. JAHRGANG – HEFT 4
JULI/AUGUST 2012

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JULI / AUGUST 2012

INHALT

Andreas Rössler: **Loslassen und sich erfüllen lassen** 85

Jörg-Dieter Reuß: **Was Gott wirklich will. Zu Matthäus 12,1-4.7** 88

Werner Zager: **Paulus - Apostel Jesu Christi. Lebensweg und Briefe** 94

Bücher 101 **Leser-Echo** 104 **Personen** 110

Einladung zur Mitgliederversammlung 2012 111

Jahrestagung 21.-23. September 2012 in Hofgeismar
112 und dritte Umschlagsseite

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager

Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil

Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart

Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619

E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl

Schönbergstraße 45-47, 73760 Ostfildern

Anschriften der Autoren

Pfarrer Jörg-Dieter Reuß

Klosterhof 14, 89413 Blaubeuren

Professor Dr. Werner Zager

(Anschrift siehe linke Spalte)

Schriftleitung

Pfarrer Dr. Andreas Rössler

Oelschlägerstraße 20, 70619 Stuttgart

Telefon 0711 / 47 806 47

E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Loslassen und sich erfüllen lassen

Einer der spirituellen (geistlichen) Leitgedanken unserer Tage ist „Gelassenheit“. Dazu kommen verwandte, in dieselbe Richtung weisende Schlüsselbegriffe wie „Achtsamkeit“ und „Entschleunigung“. Das Berufsleben ist auf Tempo und Effizienz ausgerichtet. Um ihren Profit zu steigern, reduzieren Unternehmen die Zahl ihrer Mitarbeiter, und den verbleibenden Arbeitnehmern werden zusätzliche Anforderungen aufgelastet. „Multitasking“, das heißt mehrere Dinge gleichzeitig auszuführen, wird geradezu unvermeidlich. Hektik, Stress und schließlich Burn-out (inneres Ausgebranntsein) sind die Folgen.

„Gelassenheit“ ist erforderlich, damit die menschliche Freiheit nicht auf der Strecke bleibt. Die damit gemeinte Sache ist uralte, aber der Begriff geht auf den Prediger, Philosophen und Theologen Meister Eckhart (1260-1328) zurück. (Vgl. dazu mein Beitrag „Gelassenheit – von Meister Eckhart zu lernen“, in: Freies Christentum 3/2010, S. 57-59.) Gelassenheit meint unter anderem: Ich halte inne, nehme mir Atempausen, versuche die Unruhe und die Ängste loszulassen, gewinne innerlich Abstand, gebe meine Ichsucht, meine Gier preis, höre also auf, in mich hinein verkrampt zu sein und um mich selbst zu kreisen. Aber das alles ist leichter gesagt als getan.

Halten wir uns ein paar Situationen vor Augen, in denen „Gelassenheit“ angesagt ist, ohne die wir zusammenbrechen oder verzweifeln würden: Der Keller ist überflutet, weil ein Wasserrohr gebrochen ist. Oder ein Familienangehöriger ist schwer erkrankt, aber ein Arzt ist nicht erreichbar. Oder das Auto versagt mitten auf der Autobahn seine Dienste. Oder mir ist die Wohnung gekündigt worden, weil ich die Miete nicht mehr bezahlen kann. Oder ich bin von meiner Firma entlassen worden. Oder meine Firma hat Pleite gemacht, und wir Betriebsangehörigen werden alle arbeitslos. Oder eine Mutter sperrt sich aus dem Haus aus. Hinter der Glaswand im Wintergarten drückt der einjährige Sohn den Kopf ans Fenster, kippt dann nach hinten auf den Boden und schlägt sich den Hinterkopf an.

In unzähligen derartigen Begebenheiten müsste man zuerst einmal innere Ruhe gewinnen, um bedacht und nicht kopflos das Nötigste zu veranlassen. Aber wie soll man in solchen Katastrophen den Überblick behalten und gelassen sein?

Einüben kann man die Gelassenheit am besten im normalen Alltag, um dann für Ernstfälle gerüstet zu sein. Ich schlage drei Gelassenheits-Übungen vor.

Erstens sollte ich lernen, eines nach dem anderen zu tun, im eigenen Rhythmus, und mich nicht zu überfordern. Ich brauche mich nicht vom rascheren Tempo anderer irre machen zu lassen. Ich soll tun, was ich tun kann, und brauche dabei kein Perfektionist zu sein. Manches mag liegen bleiben. Dann bleibt es eben liegen. Ich darf meine eigenen Grenzen akzeptieren. Nach Antritt meines Ruhestandes musste ich hier schmerzliches Lehrgeld zahlen, als ich zur S-Bahn eilte und stürzte und dann, ein Jahr später, zum Bus rannte und wieder stürzte. Seitdem lasse ich eher die Bahn davonfahren, als mich in Gefahr zu begeben.

Zweitens kommt es häufig vor – und nicht immer erst im fortgeschrittenen Alter –, dass man einen Namen oder einen Ort oder eine Jahreszahl oder den genauen Ablauf eines Geschehens vergessen hat. Man ist in seinen Gedanken darauf fixiert und will sich unter allen Umständen doch erinnern, um nicht vor sich selbst als dumm oder verkalkt dazustehen. Dieses Fixiertsein hält von Nötigem ab und behindert die Aufmerksamkeit für das Augenblickliche. Gelassenheit heißt hier: Ich lasse das, was ich vergessen habe, einfach los. Vielleicht kommt es wieder, vielleicht auch nicht. Sei's drum. Daran hängt nicht mein Seelenheil.

Drittens geht es auch im Kleinen oft drunter und drüber. Ich ärgere mich über etwas, häufig auch über mich selbst, wenn ich einen dummen Fehler gemacht habe. Ich drohe in Panik zu geraten. Da versuche ich, erst einmal innezuhalten und Abstand zu gewinnen. Ich frage, worauf es ankommt, was die Prioritäten sind, was der Sinn des Ganzen ist. Diese Nachdenklichkeit, dieses „elementare Denken“ (Albert Schweitzer) geht ins Beten über, wenn ich mich bewusst auf Gott einstelle. Hier hilft auch das berühmte „Gelassenheits-Gebet“: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.“

Ist die Gelassenheit immer eine religiös gegründete Haltung oder gibt es sie auch in völlig religionsfreiem Rahmen? Eine im Sinn von Lebensklugheit rein weltlich praktizierte Gelassenheit und eine religiös vertiefte Gelassenheit in der Art von Meister Eckhart müssen sich nicht ausschließen, wie sich Oberfläche und Tiefe nicht widersprechen, sondern ergänzen. Wird die Gelassenheit auf der Linie einer stoischen Seelenruhe (*ataraxia*) allerdings nur so verstanden, dass man sich von nichts innerlich berühren und aufwühlen lässt, dann ist das ein Rückzug von den Menschen und ihren Sorgen, Nöten und Leiden. Eine Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschick anderer passt aber nicht zusammen mit der Menschenfreundlichkeit Gottes.

„Religiös“ im weiteren Sinn des Bezogenseins auf das Unbedingte, das Absolute, das Seinsgeheimnis, den Hintergrund des Ganzen ist eine Gelassenheit, die

wie das Ausatmen und Einatmen zwei Pole hat: Zum einen das Loslassen, zum andern das in sich Hineinlassen, und das eine nicht ohne das andere.

Mein Religionslehrer im Gymnasium, der Lutherforscher Paul Schempp (1900-1959), der 1958 Theologieprofessor an der Universität Bonn wurde, ließ im Religionsunterricht von dem Luther-Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ die letzte Strophe grundsätzlich nicht singen, weil man bei deren zweiter Hälfte in die Heuchelei ableite: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: lass fahren dahin, sie haben's kein' Gewinn, das Reich muss uns doch bleiben.“ Der auf äußerste Wahrhaftigkeit bedachte Schempp hatte recht, dass man hier keine großspurigen Absichtserklärungen abgeben darf. Was aber, wenn Menschen dann doch in solche Abgründe gestoßen werden, was ja gerade zur Zeit Luthers mit all den damaligen Verfolgungen um des Glaubens willen, der Inquisition und den Ketzerverbrennungen gang und gäbe war? Schempp selbst, der unentwegte Kirchenkämpfer in der Zeit des Dritten Reiches, hatte die verbrecherischen Judenvernichtungen vor Augen. Gibt es für die Opfer nur das Nichts oder doch noch irgendeinen Trost?

Meister Eckhart wusste: Ich kann meine Ichsucht, meine Gier, auch meine Sorgen und Ängste abgeben, loslassen, indem ich mich für den Grund alles und meines eigenen Seins öffne. Luther konnte loslassen – „Lass fahren dahin“, weil er wusste: „Das Reich muss uns doch bleiben“, Gott hat das letzte Wort, in ihm bleiben wir geborgen.

In weiterem Sinn „religiös“ ist etwa die Gelassenheit, wie sie Goethe in seinem Gedicht „Wanderers Nachtlied“ beschreibt. Er ist „des Treibens müde“, er will „Schmerz und Lust“ loslassen. Er kann es auch, wenn „süßer Friede“ in seine Brust kommt: „Der du von dem Himmel bist,/ Alles Leid und Schmerzen stillest,/ Den, der doppelt elend ist,/ Doppelt mit Erquickung füllest,/ Ach, ich bin des Treibens müde!/ Was soll all der Schmerz und Lust?/ Süßer Friede,/ Komm, ach komm in meine Brust!“

Auch der Philosoph Martin Heidegger zeigt 1955 in seinem Vortrag über die „Gelassenheit“ (erschienen in Stuttgart 1959, 14. Auflage 2008: Martin Heidegger, Gelassenheit) eine Religiosität im weiteren Sinn. Sein Anliegen ist es, sich nicht auf den technischen Fortschritt zu verlassen, auf den wir freilich nicht verzichten können und ohne den man sich heute das tägliche Leben nicht denken kann. In unserer Welt, und damit auch in der von der Technik geprägten modernen Welt, gibt es einen tieferen Sinn, nach dem wir fragen sollen und können: „Ich nenne die Haltung, kraft derer wir uns für den in der technischen Welt verborgenen Sinn offen halten: die Offenheit für das Geheimnis. Die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis gehören zusammen. [...] Sie ver-

sprechen uns einen neuen Grund und Boden, auf dem wir innerhalb der technischen Welt, und ungefährdet durch sie, stehen und bestehen können“ (a.a.O., S. 24).

Meister Eckhart redet statt von „Gelassenheit“ auch von Abgeschiedenheit, ledigem Gemüt, Armut der Seele, Demut. Die Kehrseite des Loslassens ist, wie er bezeugt, das Erfülltwerden vom göttlichen Geheimnis, und damit zugleich von der ganzen Wirklichkeit, in der Gott als ihr ständiger Grund anwesend ist: „So weit du ausgehst aus den Dingen, so weit – nicht weniger, nicht mehr –, geht Gott ein mit all dem Seinen [...] da findest du wahren Frieden und nirgends sonst“ (aus „Reden der Unterweisung“ Nr. 4; zitiert nach: Nichts ist mir so nah. Ein spiritueller Begleiter für jeden Tag, zusammengestellt von Jürgen Linnewedel, hg. vom Loccumer Arbeitskreis für Meditation, Hannover 2010, S. 183; besprochen in Freies Christentum 3/2010, S. 81 f.).

Andreas Rössler

Jörg-Dieter Reuß

Was Gott wirklich will

Gedanken zu Matthäus 12,1-4.7

Pfarrer Jörg-Dieter Reuß, Geschäftsführender Vorsitzender des Bundes für Freies Christentum von 1995 bis 1997, hielt in Blaubeuren die folgende Predigt zum Reformationstag 2011.

„Einmal ging Jesus am Sabbat durch die Kornfelder. Seine Jünger hatten Hunger. Darum fingen sie an, Ähren abzureißen und die Körner zu essen. Als die Pharisäer das sahen, sagten sie zu Jesus: „Jetzt sieh doch bloß, was deine Jünger tun! Das ist nach dem Gesetz Gottes am Sabbat verboten!“ Jesus antwortete ihnen: „Habt ihr nicht in eurer Bibel gelesen, was David tat, als er und seine Männer hungrig waren? Er ging in das Haus Gottes und aß mit ihnen von den geweihten Broten, obwohl das verboten war - denn nur Priester dürfen davon essen.“

Wenn ihr doch nur verstanden hättet, was mit dem Wort gemeint ist, das beim Propheten Hosea steht (6,6): „Ich, Gott, will von euch keine Opfer, sondern Barmherzigkeit! Dann würdet ihr nämlich damit aufhören, Unschuldige zu verurteilen.“

(Matthäus 12,1-4.7; Übersetzung in Anlehnung an die Gute Nachricht Bibel)

Spätestens seit dem Deutschlandbesuch von Papst Benedikt XVI. im September 2011 habe ich wieder richtig Lust, evangelisch zu sein und evangelisch zu predigen. Das heißt: Gottes großes Ja zu uns Menschen ins Gedächtnis zu rufen - und jeder kirchlichen Bevormundung energisch zu widersprechen. Im Namen der Vernunft und des Gewissens, aber vor allem im Namen dessen, der von Rechts wegen der alleinige Herr der Kirche ist. Und das ist Jesus Christus.

Wo es darum geht, die Richtlinien des christlichen Handelns in einem Wort zusammenzufassen, da hört man oft den Begriff „Nächstenliebe.“ Das ist sicher nicht falsch. Aber es ist nur die halbe Wahrheit. Denn das Gebot Jesu heißt nicht: „Liebe deinen Nächsten statt dich selbst.“ Es heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Es gebietet also die Selbstliebe ebenso wie die Nächstenliebe. Psychologisch gesehen ist das goldrichtig. Denn wer sich selber nicht recht leiden kann, von dem haben auch seine Mitmenschen nichts Gutes zu erwarten.

Wenn die Schüler und Freunde von Jesus etwas gegen ihren Hunger tun, dann ist das ganz offensichtlich kein Werk der Nächstenliebe. Sondern es ist ein Erfordernis der Selbst- oder Eigenliebe. Und ich nehme stark an, dass auch Jesus bei der Gelegenheit ein paar Weizenkörner zwischen den Zähnen hatte. Denn was er bei seinen Jüngern gut und richtig findet, das kann er bei sich selbst doch nicht verkehrt finden.

Anstößig für die damalige Zeit war nicht der Mundraub. Die paar fehlenden Ähren fielen nicht ins Gewicht; die konnte man verschmerzen und vergessen. Ärgerlich war nur, dass das Ganze an einem Sabbat stattfand. Denn das Abreißen der Ähren war eine mögliche Erntemethode. Und das Ernten gehörte zu den 40 Hauptarbeiten, die am Sabbat verboten waren.

Ein Kavaliersdelikt, eine Bagatelle, ein Klacks? Weit gefehlt. Der absichtliche Verstoß gegen das Gebot der Sabbathheiligung galt damals als Kapitalverbrechen. Nach dem Religionsgesetz des Alten Testaments stand darauf eigentlich die Todesstrafe (2. Mose 31,14 f.). Schade nur, dass der Hohe Rat kein Todesurteil mehr fällen durfte, seit die Römer im Land waren.

Aber Vorwürfe erheben, das konnte man immer noch. „Hör mal, Jesus, das geht entschieden zu weit. Jetzt schau dir doch mal an, was deine Anhänger am Sabbat tun! Was die da machen, ist im Gesetz Gottes doch streng verboten! Also musst auch du ihnen es verbieten. Denn wer Gottes Gesetz missachtet, bringt Unglück über Land und Leute. Das steht ganz klar in der Heiligen Schrift, und das weißt du auch!“

Es waren die Pharisäer, die auf diese Weise ihrem Ärger Luft machten. Was waren das für Leute? Wir sind gewohnt, sie für böse, hinterhältige, scheinheilige Heuchler zu halten. Aber so waren sie nicht. So sahen sie nur aus durch die ver-

zerrenden Brillengläser des Hasses, die das Urchristentum und vor allem Matthäus auf der Nase hatte. Gewiss nicht ohne Grund, aber das ist eine andere Geschichte.

In Wirklichkeit waren die Pharisäer durchaus ehrenwerte Leute. Sie nahmen es ernst mit dem Glauben und bekannten sich mutig zu ihrer besonderen Frömmigkeit. Sie wollten Gott in allen Dingen gehorchen und sich gewissenhaft auf das Kommen seines Reiches vorbereiten. Und sie waren bibeltreu. Sie waren überzeugt, dass in ihrer Bibel und zumal in den fünf Büchern Mose nichts anderes steht als das wahre, ewig gültige Wort Gottes.

Papst Benedikt XVI. rief bei seinem Abschied die katholische Jugend auf: „Werdet glühende Heilige!“ Damit hat er ziemlich genau das Ideal getroffen, das den Pharisäern vorschwebte. Mit glühender Leidenschaft waren sie bestrebt, ein heiliges Leben zu führen. Sie streng an Gottes Gebote zu halten, auch wenn es unbequem war. Den Willen Gottes stellten sie nämlich über alles andere, über die eigenen Wünsche und natürlich über den Zeitgeist und seine Modeerscheinungen.

Genau da sind wir nun am heißen Kern der Geschichte. Was ist denn der Wille Gottes? Was will Gott wirklich? Will er, dass wir Menschen kritiklos gehorchen und uns aufopfern, um das zu tun, was die heiligen Schriften verlangen? Oder will er, dass wir auf unser Herz hören, also barmherzig sind mit anderen und auch mit uns selbst? Das war damals die Streitfrage. Mancherorts ist sie es bis heute.

Eigenverantwortliche Persönlichkeiten

Jesus hat in dieser Streitfrage eindeutig Stellung bezogen. Und wenn er wirklich der Sohn Gottes ist, wie wir glauben und bekennen, dann werden wir zugeben müssen: Er hatte recht mit seiner klaren Stellungnahme! Dann ist Gott aber in Wahrheit ganz anders, als es in weiten Teilen der fünf Bücher Mose den Anschein hat. Anders, als es sich die bibeltreuen Pharisäer vorstellen konnten und wollten.

Der Gott, in dessen Namen Jesus aufgetreten ist, hat nichts von einem Paragraphenhengst oder Prinzipienreiter. Sondern er ist ein humaner, ein menschenfreundlicher, ein liebenswerter Gott. Einer, der für uns Verständnis hat. Unsere Wünsche und Bedürfnisse sind ihm wichtig und er will, dass es uns gut geht; dass Schmerz und Unlust auf der Erde abnehmen und stattdessen die Lust am Leben zunimmt.

Nicht als gehorsame Befehlsempfänger will Gott uns haben, sondern als führende, denkende, eigenverantwortliche Persönlichkeiten. Als Menschen, die ihren

Hunger wahrnehmen - und ihm recht geben - und ihn stillen, so gut es gehen mag.

Satte, glückliche, zufriedene Menschen - das ist es, was Gott will! Und genau so hat Jesus uns in den Seligpreisungen bei Lukas das Reich Gottes vorgestellt: als einen Ort, wo Menschen satt werden und etwas zu lachen haben (Lukas 6,20 f.).

Wenn wir diese Einsicht ernst nehmen, dann hat das eine ungeheure Tragweite. Dann ist alles Verklemmte, Verzwungene und Selbstquälerische am Christentum ein Irrtum und ein Holzweg. Dann sind eine ganze Reihe von aktuellen Fragen neu zu bewerten - und anders, als es der kirchlichen Tradition entspricht. Beispielsweise die Frage der Homosexualität oder die Frage der aktiven Sterbehilfe.

Bleiben wir aber noch ein wenig beim Hunger. Der ist zunächst ein körperliches Bedürfnis. Sobald wir ihn spüren, ist er aber auch ein seelisches Bedürfnis. Beides geht Hand in Hand. Also müssen wir sagen: Aus der Sicht von Jesus - und damit aus der Sicht unseres Gottes - verhält es sich so, dass die Stillung eines körperlich-seelischen Bedürfnisses wichtiger ist als die Einhaltung althergebrachter religiöser Gesetze. Und zwar auch dann, wenn sie in der Bibel stehen.

Tatsächlich hat Jesus keineswegs das ganze Alte Testament als gültiges Wort Gottes anerkannt. Im Gegenteil, er hat ganze Kapitel davon außer Kraft gesetzt. Da nämlich, wo der Sinn bestimmter Vorschriften nicht einzusehen ist, wie etwa in der Ernährungsfrage, nachzulesen in Markus 7. Und vor allem da, wo alttestamentliche Gesetze grausam und unmenschlich waren und z.B. für eine ertappte Ehebrecherin die Steinigung vorgeschrieben haben, nachzulesen in Johannes 8.

Die Bibel ist von ihrer Mitte her auszulegen

Protestanten sind Christen und keine Biblizisten. Im Gefolge von Martin Luther glauben wir nicht einfach alles, was in der Bibel steht. Sondern wir glauben an Jesus! An diesen Jesus, der als Gesetzesbrecher gekreuzigt wurde, weil er keinen Zentimeter davon abgehen wollte, dass Gott ein humaner, ein menschenfreundlicher Gott ist. Ein Gott, dem es immer und überall um lebendige Menschen geht und nie um irgendwelche toten Prinzipien.

Dieser Gott, der uns bedingungslos annimmt und liebt, hält offenbar nichts davon, den Hunger aus religiösen Gründen ungestillt zu lassen. Und ich denke, das gilt nicht nur für den Hunger nach Brot, sondern auch für den Hunger nach menschlicher Nähe, nach Zärtlichkeit, nach Lust und Liebe. Denn vom Brot allein kann niemand leben. Man kann es nicht oft genug betonen: Wer die Bibel von A bis Z mit dem Wort Gottes gleichsetzt, ist einem Kurzschluss erlegen und

hat das Anliegen der Reformation gründlich missverstanden. Martin Luther hat die Bibel nämlich von ihrer Mitte her ausgelegt. Diese Mitte ist uns Christen vorgegeben in Jesus und seiner Botschaft. Wo es aber eine Mitte gibt, da gibt es auch einen Rand. Und es gibt Aussagen, die über diesen Rand hinunterfallen. Es gibt sie auch in den Briefen des Apostels Paulus, die Luther so sehr geschätzt hat. Auch das, was Paulus schreibt, kann für uns Christen nur insoweit verbindlich sein, als es auf der Linie von Jesus liegt - wie z.B. die Zusammenfassung des göttlichen Willens im Gebot der Selbst- und Nächstenliebe in Römer 13,8-10:

„Bleibt niemand etwas schuldig - außer der Schuld, die ihr niemals ganz abtragen könnt: der Liebe, die ihr einander erweisen sollt. Wer den Mitmenschen liebt, hat alles getan, was das Gesetz fordert (und was Gott haben will). Ihr kennt die Gebote: ‚Brich nicht die Ehe, morde nicht, beraube niemand, blicke nicht begehrllich auf das, was anderen gehört.‘ Diese Gebote und alle anderen sind in dem einen Satz zusammengefasst: ‚Liebe deinen Mitmenschen wie dich selbst.‘ Wer liebt, fügt seinem Mitmenschen nichts Böses zu. Also wird durch die Liebe das ganze Gesetz Gottes erfüllt.“

Paulus war zweifellos ein großer Theologe. Manches hat er ganz hervorragend, ja geradezu bahnbrechend durchdacht. Aber vergessen wir nicht: Aufgewachsen ist er als Pharisäer (Philipper 3,5). Und manchmal - vor allem dann, wenn er sich aufregt - fällt er halt in die alten Denkmuster eines Pharisäers zurück. Zum Beispiel da, wo er die Homosexualität in Grund und Boden verdammt.

Das ist kein Vorwurf gegen Paulus. Es ist bloß menschlich bis allzumenschlich. Wir alle neigen ja dazu, unter Stress in unsere alten Muster zurückzufallen. Und dabei wissen wir bei klarem Verstand doch ganz genau, dass sie herzlich wenig taugen.

Wenn hier etwas zu kritisieren ist, dann eine Theologie und Frömmigkeit, die aus Paulus so eine Art evangelischen Papst gemacht hat. Einen, der sich angeblich nicht irren kann und der sowieso alles besser weiß. Wenn man von dieser schiefen Voraussetzung ausgeht, dann muss man Homosexualität natürlich für eine Sünde halten, für schöpfungswidrig und unnatürlich.

Dabei könnte man es heute wahrlich besser wissen. Homosexuelle Partnerschaften gibt es nämlich auch im Tierreich, also in der Natur, also in Gottes Schöpfung. Zum Beispiel bei den Graugänsen, wie man beim Verhaltensforscher Konrad Lorenz nachlesen kann.

Was mich betrifft: Wenn ich sehe, wie zwei Männer miteinander schmusen oder Händchen halten, dann berührt mich das zunächst einmal unangenehm. Rein gefühlsmäßig geht mir das gegen den Strich. Aber wenn ich fair bin und ein

bisschen nachdenke, dann muss ich dreierlei zugeben: (1) Die beiden können nichts für ihre Veranlagung. Das weiß man heute mit Sicherheit. Und sie können auch nicht aus ihrer Haut. Die sexuelle Prägung gehört in aller Regel zum Kern der Persönlichkeit, und den kann man so wenig ändern wie die Augenfarbe. (2) Die beiden tun niemandem etwas zu Leide. Im Gegenteil, sie tun einander offenbar gut. Sie richten auch keinen Schaden an. Denn Homosexualität ist nicht ansteckend. (3) Jesus sagt: Gott will keine Opfer, sondern Barmherzigkeit. Und er hat bestimmt kein Gefallen daran, wenn Unschuldige verdammt und diskriminiert werden. Solche Verdammungen sind nicht nur dumm, sondern auch lieblos. Sie sind eine Sünde, denn sie beschädigen lebendige Menschen, die es nicht verdient haben.

Ich kann die Gefühle von Schwulen und Lesben nicht teilen oder nachempfinden. Aber ich kann sie tolerieren. Und genau das will und werde ich tun. Denn mein Herr heißt nicht Paulus, sondern Jesus. Im Zweifelsfall ist er für mich maßgeblich und niemand sonst.

Jesus hat zu seinen Jüngern einmal gesagt: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Ich glaube nicht, dass er erfreut wäre, wenn er eines Tages feststellen müsste: Statt ein Scheinwerfer zu sein, der vorausleuchtet, ist die Kirche in Sachen Humanität zum traurigen Schlusslicht geworden. Da möge uns Gott davor bewahren, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Anhang

Laura ist eine Radio-Moderatorin in den USA. Leuten, die in ihrer Show anrufen, erteilt sie gern Ratschläge. Und dabei hat sie einmal behauptet, Homosexualität könne unter keinen Umständen geduldet werden. Denn nach 3. Mose 18,22 handle es sich dabei um eine schwere Sünde, die Gott verabscheut. - Einer ihrer Hörer schrieb ihr daraufhin einen Brief (aus stilistischen Gründen von mir gekürzt und überarbeitet, J.-D. R.):

„Liebe Frau Dr. Laura, vielen Dank, dass Sie sich so aufopfernd bemühen, den Menschen die ewigen Gesetze Gottes näher zu bringen. Wenn ich künftig einen Homosexuellen treffe, erinnere ich ihn einfach an 3. Mose 18, 22, wo klar gestellt wird, dass Gott so etwas verabscheut. Und schon ist der Fall geklärt.

Bei ein paar anderen Gesetzen in der Bibel benötige ich allerdings ihren Rat, wie sie zu befolgen sind.

(1) Ich würde gern meine Tochter in die Sklaverei verkaufen, wie es nach 2.Mose 21,7 erlaubt ist. Welchen Preis kann ich da Ihrer Meinung nach heutzutage verlangen?

(2) Nach 3.Mose 15,19-24 darf ich mit keiner Frau in Kontakt treten, wenn sie gerade ihre Tage hat. Das Problem ist nur: Wie kann ich das wissen? Ich habe versucht zu fragen, aber die meisten Frauen reagieren darauf befremdet bis empört.

(3). Nach 3. Mose 25,44 darf ich Sklaven besitzen, wenn ich sie von benachbarten Nationen erwerbe. Einer meiner Freunde meint, dass das nur auf Mexikaner zutrifft, aber nicht auf Kanadier. Können Sie das klären?

(4) Ich habe einen Nachbarn, der oft auch am Samstag - also am Sabbat - arbeitet. 2.Mose 35,2 stellt eindeutig fest, dass so ein Mensch getötet werden muss. Bin ich jetzt moralisch verpflichtet, ihn eigenhändig umzubringen?

(5) Mein Onkel ist Landwirt. Er verstößt gegen 3.Mose 19,19, weil er zwei verschiedene Saaten auf ein und demselben Feld anpflanzt. Außerdem flucht er oft und lästert. Nach 3.Mose 24,10-16 müssten wir das ganze Dorf zusammenholen, um ihn zu steinigen. Wie sehen Sie das?“

Werner Zager

Paulus – Apostel Jesu Christi

Zu seinem Lebensweg und zu seinen Briefen

Über keinen Christen des ersten Jahrhunderts wissen wir soviel wie über Paulus. Wir besitzen nämlich nicht nur Berichte über ihn innerhalb der Apostelgeschichte, sondern auch von ihm selbst verfasste Briefe. Wegen seiner großen Bedeutung für die Ausbildung der christlichen Religion und seiner zwei Jahrtausende umfassenden Wirkungsgeschichte – was wäre zum Beispiel Luther ohne Paulus? – ist es eine lohnende Aufgabe, sich mit seinem Leben und Denken näher zu befassen.

Biografische Skizze

Paulus stammte aus der Stadt Tarsus, die in der Landschaft Kilikien liegt, im Südosten Kleinasien. Als Jude hatte er neben seinem römischen Namen Paulus noch einen hebräischen: Saulus, benannt nach dem ersten König Israels. Er verfügte über eine schriftgelehrte Ausbildung, kannte sich nicht nur in den biblischen Schriften bestens aus, sondern war auch mit der griechisch-römischen Rhetorik

vertraut. Mit seinem jüdischen Glauben nahm er es sehr ernst, weshalb er sich der Gemeinschaft der Pharisäer angeschlossen hatte, die von ihren Mitgliedern selbst die Einhaltung der strengen Vorschriften für die Priester verlangte. Was die Beachtung der Satzungen der Väter betrifft, so war Paulus kaum zu übertreffen. Dies führte dazu, dass er die ersten Christen verfolgte, weil er deren Glaube als eine Bedrohung der jüdischen Religion empfand. War doch die maßgebliche Gestalt der Christen als politischer Auführer vonseiten der Römer gekreuzigt worden. Und in der Thora – genauer 5. Mose 21,23 – konnte man lesen, dass jeder (von Gott) verflucht ist, der am Holz hängt. Auch machten die Christen auf ihn den Eindruck, dass sie es mit der Erfüllung des Gesetzes Gottes nicht so ernst nahmen. Im Gegensatz zu ihm, der im unbedingten Gehorsam gegenüber der Thora lebte und sich darum vor Gott und den Menschen als gerecht wusste.

Mochte er nach außen den Eindruck erwecken, dass er sich seiner Sache ganz sicher war, arbeiteten wohl Anfragen in seinem Inneren, ohne dass er sich dessen bewusst gewesen sein muss. Die alles entscheidende Wende in seinem Leben – sein Damaskuserlebnis im wörtlichen Sinne – begreift Paulus als eine göttliche Offenbarung, in der er den Auftrag zur Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus erhält. Er wusste sich von nun an als Apostel der Völker, d.h. als Gesandter seines gekreuzigten und auferstandenen Herrn, obwohl er im Unterschied zum Zwölferteil dem irdischen Jesus nie begegnet war.

Und so sah er auch keinerlei Notwendigkeit, die Urapostel in Jerusalem aufzusuchen und sich durch diese eine weitere Legitimation zu verschaffen. Im Galaterbrief teilt er mit, dass er nach Arabien gezogen und dann wieder nach Damaskus zurückgekehrt sei. Erst nach drei Jahren zog Paulus nach Jerusalem, um Kephas – uns besser vertraut unter dem griechischen Namen Petrus – kennenzulernen. Bei seinem zweiwöchentlichen Aufenthalt begegnete ihm vonseiten der Leitung der Urgemeinde neben Petrus lediglich Jakobus, der Bruder Jesu. Wiederum dauerte es rund 14 Jahre – in diesem Zeitraum predigte Paulus den christlichen Glauben in Kilikien und Syrien –, bis er sich in Begleitung seiner beiden Mitarbeiter Barnabas und Titus im Jahr 48 n. Chr. erneut nach Jerusalem aufmachte. Anlass für diese Reise war das Auftreten von strengen Judenchristen, die die Rechtmäßigkeit des von Paulus verkündigten Evangeliums bestritten. Anders als Paulus waren sie nämlich der Meinung, dass man, um Christ werden zu können, zuerst Jude werden müsste. Als Christ sei man also verpflichtet, sich beschneiden zu lassen und sämtliche alttestamentlichen Weisungen zu beachten, zu denen auch die Speise- und Reinheitsvorschriften gehören. Auf dem sogenannten Jerusalemer Apostelkonvent wurde das von Paulus gepredigte gesetzfreie Evangelium durch die Leiter der Urgemeinde (der Herrenbruder Jakobus,

Petrus und Johannes) anerkannt. Während Petrus und die anderen Jerusalemer das Evangelium unter den Juden verbreiten sollten, sollten Paulus und Barnabas dies unter den Heiden tun. Als Zeichen der Gemeinschaft verpflichtete sich Paulus lediglich dazu, in seinen Gemeinden eine Kollekte für die Armen der Jerusalemer Urgemeinde durchzuführen.

Dass mit dem Apostelkonvent noch nicht die Frage des Zusammenlebens von Juden- und Heidenchristen in ein und derselben Gemeinde gelöst war, zeigt der kurze Zeit darauf im syrischen Antiochia entstandene Konflikt. Während Petrus zunächst wie Paulus mit den dortigen Heidenchristen Tischgemeinschaft hielt, gab Petrus diese auf, als Gesandte des Herrenbruders Jakobus eintrafen. Auch wenn man in Jerusalem das gesetzesfreie Evangelium für die Heiden anerkannt hatte, bedeutete das in deren Augen noch lange nicht, dass etwa die Speisevorschriften von den Judenchristen eingehalten werden mussten. Paulus dagegen bestand darauf, dass der Mensch durch Glauben an Christus und nicht durch Werke des Gesetzes vor Gott gerecht werde.

Ob er sich mit seiner Position in Antiochia durchsetzen konnte, darüber erfahren wir leider nichts. Jedenfalls verließ er die Stadt am Orontes zusammen mit seinem Mitarbeiter Silas.

Seine darauf folgenden Missionsreisen führten Paulus nicht nur nach Kleinasien, sondern auch nach Griechenland. Die erste christliche Gemeinde auf europäischem Boden gründete er in Philippi. Weitere Gemeinden entstanden aufgrund seiner erfolgreichen Mission u.a. in Thessalonich, Korinth und Ephesus. Mit seinen Gemeinden hielt Paulus Kontakt nicht nur durch Besuche – ob nun von ihm selbst oder einem seiner Mitarbeiter –, sondern auch durch Briefe. Von diesen sind uns sieben (Römerbrief, 1. und 2. Korintherbrief, Galaterbrief, Philipperbrief, 1. Thessalonicherbrief, Philemonbrief) im Neuen Testament erhalten geblieben; die übrigen sechs Paulusbriefe wurden wahrscheinlich erst nach seinem Tod in seinem Namen innerhalb der Paulusschule geschrieben.

Als Paulus im Frühjahr 56 n.Chr. in Korinth den Römerbrief diktierte, befand er sich an einem Wendepunkt seines missionarischen Wirkens. Die Christusbotschaft hatte er in der östlichen Mittelmeerwelt ausgerichtet und auch die Kollekte durchgeführt. Darum fasste er den Plan, nun auch im Westen zu missionieren und bis nach Spanien vorzustoßen. Um sich der dafür nötigen Unterstützung der römischen Christen zu versichern, ließ er ihnen einen ausführlichen Brief zukommen, den Römerbrief. Darin gibt Paulus Auskunft über sein Evangelium und seine Absichten, um damit seine Adressaten zu überzeugen und möglichen Angriffen judenchristlicher Gegner entgegenzuwirken. Er will zeigen, dass seine Predigt die sachgemäße Entfaltung der Botschaft vom gekreuzigten und aufer-

standenen Christus darstellt, wie sie in allen Gemeinden geglaubt und verkündigt wird.

Was der Apostel beim Diktat seines Briefs noch nicht ahnen konnte, war, dass er nur noch als römischer Gefangener nach Rom kommen sollte und Spanien nie würde erreichen können. Der Apostelgeschichte zufolge zeigte man Paulus von jüdischer Seite in Jerusalem bei der römischen Besatzungsmacht als Gesetzesbrecher an. Nach seiner Verhaftung wurde er zum Amtssitz des Statthalters nach Caesarea gebracht, dort ins Gefängnis geworfen und verhört, bis man seinen Prozess zur weiteren Verhandlung und Entscheidung nach Rom überwies. Paulus hat Anfang der 60er-Jahre in Rom unter Kaiser Nero das Martyrium erlitten. Sein Brief, mit dem er dem Evangelium das Tor nach Westen aufstoßen wollte, ist, wie Günther Bornkamm formuliert hat, für die Kirche zum „Testament des Paulus“ geworden.

Die Briefe des Apostels Paulus

Die ältesten christlichen Texte sind nicht die Evangelien, sondern die Briefe des Apostels Paulus, die uns im Neuen Testament erhalten sind. Insgesamt sieben lassen sich begründet auf ihn selbst zurückführen.

Der älteste uns überkommene Paulusbrief ist der *1. Thessalonicherbrief*, geschrieben im Jahr 50 n. Chr. in Korinth. In diesem Schreiben blickt der Apostel mit Dank gegenüber Gott auf seine Wirksamkeit in der von ihm gegründeten Gemeinde und auf die Ereignisse nach seinem Weggang zurück. Angesichts von Todesfällen in der Gemeinde tröstet Paulus die Christen in Thessalonich mit der Hoffnung auf die Auferstehung. Im Schlussteil des Briefs findet sich eine Reihe von ethischen Ermahnungen, die auch noch heute verdienen, beherzigt zu werden: „Seht zu, dass keiner dem andern Böses mit Bösem vergelte, sondern jagt allezeit dem Guten nach untereinander und gegen jedermann. Prüft alles, und das Gute behaltet.“

Anders als im 1. Thessalonicherbrief und den übrigen Paulusbriefen fehlt im *Galaterbrief* jegliche Danksagung. Wendet sich doch der Apostel hier scharf gegen Fremdmisionare, die ein „anderes Evangelium“ verkündigen und damit das von Paulus gepredigte verfälschen. Die Christen in den galatischen Gemeinden sollen sich nicht dem Joch der Gesetzlichkeit beugen, sondern sich dem Evangelium der Freiheit anvertrauen. Worauf es ankommt, ist der Glaube, der in der Liebe tätig ist.

Der *1. Korintherbrief* wendet sich gegen Parteibildungen in der Gemeinde und thematisiert sittliche Verfehlungen – wie beispielsweise das Prozessieren vor heidnischen Gerichten. Weiterhin nimmt Paulus Stellung zu Fragen der Lebensführung und verdeutlicht, dass geistige beziehungsweise geistliche Begabungen nur dann wertvoll sind, wenn sie von der Liebe bestimmt werden. In diesem Brief finden sich so wichtige Überlieferungen wie die Abendmahlsworte, das hohe Lied der Liebe oder die Verteidigung der Auferstehungshoffnung gegenüber deren Bestreitung.

Der *2. Korintherbrief* lässt erkennen, dass es zwischen Apostel und Gemeinde auch Konflikte gab. Dass diese nicht zuletzt mit Hilfe des Paulusmitarbeiters Titus gelöst werden konnten, davon gibt dieses Schreiben Zeugnis. Gegenüber gegnerischen Angriffen legt Paulus dar, dass er ein rechtmäßiger Apostel Jesu Christi ist. Er versteht sich als Botschafter der Versöhnung Gottes mit uns Menschen. Dabei erweist er sich als Diener Gottes, der nicht auf den eigenen Vorteil bedacht ist: „in großer Geduld, in Trübsal, in Nöten, in Ängsten, Schlägen, in Gefängnissen, in Verfolgungen, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes“.

Als Paulus im Frühjahr 56 n.Chr. in Korinth den *Römerbrief* diktierte, befand er sich an einem Wendepunkt seiner Wirksamkeit als Apostel der Völker. Er hatte die Verkündigung des Evangeliums im Osten der Mittelmeerwelt zum Abschluss gebracht und die Sammlung für die Armen der Jerusalemer Christengemeinde durchgeführt. Nun wollte er seine Mission auch auf den Westen ausdehnen und bis nach Spanien vorstoßen. Allerdings musste er damit rechnen, dass ihm seine judenchristlichen Widersacher Schwierigkeiten dabei bereiten würden. Diesen widerstrebte nämlich seine freie Haltung gegenüber den rituellen Vorschriften des alttestamentlichen Gesetzes in puncto Beschneidung, Reinheit und Speisen, weswegen sie in den von Paulus gegründeten Gemeinden eine Art Gegenmission betrieben.

Um die in Rom bereits einsetzende gegnerische Agitation noch abfangen zu können, schrieb der Apostel den *Römerbrief*. Darin wollte er die römischen Christen von seinem Evangelium und seinen wahren Absichten unterrichten. In diesem Brief führt er mit seinen Leserinnen und Lesern einen Dialog, um sie für das rechte Verständnis des Evangeliums zu gewinnen.

So sehr Paulus immer wieder deutlich macht, dass seine Lehre mit der christlichen Überlieferung der „Geliebten Gottes und berufenen Heiligen in Rom“

übereinstimmt, an dem ihm anvertrauten Evangelium kann und will er nichts ändern. Und so stellt er gleich zu Anfang seines Briefs klar, dass Gerechtigkeit nicht aus der Beachtung des Gesetzes folgt, sondern von Gott geschenkt und im Glauben angenommen wird. Denn – so Paulus wörtlich – „es ist eine Kraft Gottes, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben“. Der Christ untersteht nicht mehr einem buchstäblichen Gesetzesgehorsam, sondern er ist in die Freiheit der Kinder Gottes entlassen. Diese ist aber keine Freiheit zur Willkür, sondern zur Liebe, die sich an dem orientiert, was der Nächste nötig hat.

Wie wir aus dem Schlusskapitel des Römerbriefs entnehmen können, waren die Christen von Rom zu dieser Zeit in einzelnen Hausgemeinden organisiert. Darum wurde der Römerbrief von Hausgemeinde zu Hausgemeinde weitergeleitet und jeweils neu verlesen und besprochen.

Die in Jerusalem erfolgte Inhaftierung seitens der Römer vereitelte jedoch die Zukunftspläne des Paulus. Aus der Gefangenschaft – vermutlich in Rom, wo er zu Beginn der 60er-Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. den Märtyrertod starb – schrieb er den *Philippener-* und den *Philemonbrief*.

Im *Philippenerbrief* sieht Paulus einem guten Ausgang seines Prozesses entgegen und hofft, die Gemeinde wiederzusehen. In seinem Brief ruft der Autor die Christen in Philippi zur Eintracht und zu gegenseitiger Demut auf, die sich Christi Selbsterniedrigung bis zum Tod am Kreuz zum Vorbild nimmt. Ferner warnt er vor Gegenmissionaren, die er als „Feinde des Kreuzes Christi“ bezeichnet, die von den Heidenchristen die Beschneidung fordern. Kommt doch Paulus zufolge die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz, sondern aus dem Glauben an Christus. Das Verhältnis des Apostels zur Gemeinde in Philippi war sehr herzlich. Dies zeigt sich darin, dass er ihr – im Unterschied etwa zur korinthischen Gemeinde – das Privileg gewährte, ihn unterstützen zu dürfen. Zwischen beiden bestand eine „Gemeinschaft im Geben und Nehmen“.

Anlass des *Philemonbriefs* war die von Paulus beabsichtigte Zurücksendung des Sklaven Onesimus an seinen Herrn Philemon, einem Christen aus dem kleinasiatischen Kolossae. Philemon hatte offenbar in seinem Haushalt einen materiellen Schaden erlitten, für den er Onesimus verantwortlich machte. Ob zu Recht oder Unrecht, wissen wir nicht. Der Beschuldigte verließ das Haus seines Herrn und suchte Paulus als Fürsprecher auf. Das Zusammentreffen beider führte zur Annahme des christlichen Glaubens durch Onesimus. Darum verfolgt Paulus in seinem Brief nicht allein das Ziel, dass der Konflikt in Kolossae bereinigt wird, sondern dass Philemon Onesimus als „geliebten Bruder“ aufnimmt. Es verdient noch festgehalten zu werden, dass es sich auch beim Philemonbrief um kein (rei-

nes) Privatschreiben handelt. Dieser nennt nämlich als Absender sowohl Paulus als auch dessen Mitarbeiter Timotheus; vor allem ist er nicht nur an Philemon adressiert, sondern auch an „Aphia, die Schwester, und Archippus, unsern Mitstreiter, und an die Gemeinde in deinem Hause“.

Über die hier vorgestellten sieben Paulusbriefe hinaus finden sich im Neuen Testament noch weitere sechs Briefe, die Paulus als Verfasser nennen. Es sind dies der *Kolossier-* und *Epheserbrief*, der 2. *Thessalonicherbrief*, die *beiden Briefe an Timotheus* und der *Titusbrief*. Die neutestamentliche Forschung ist sich darin weithin einig, dass diese Briefe erst nach dem Tod des Apostels innerhalb seines Schülerkreises unter seinem Namen geschrieben worden sind. Man wollte das Erbe des Apostels bewahren, indem man es fruchtbar machte in sich wandelnden Zeiten.

Anhang: Lebensdaten des Paulus

- ? Geburt in Tarsus
- 32 Berufung, erste Mission in der Arabia
- 34/35 Erster Aufenthalt in Jerusalem (14 Tage bei Petrus)
- 34/35 Beginn des Wirkens in Nordsyrien/Kilikien
- Ab 36/37 (?) Paulus in Antiochia
- Vor 48 Mission mit Barnabas
- 48 Zweiter Aufenthalt in Jerusalem: Apostelkonvent
- 49-50 Erste selbstständige Missionsreise über u.a. Galatien, Philippi und Thessaloniki nach Korinth
- 50-52 Gründungsaufenthalt in Korinth
- 50/51 1. Thessalonicherbrief
- 52-55/56 Aufenthalt in Ephesus und in der Asia
- 54-56 Korintherbriefe
- 54/55 Philemonbrief [oder erst 60/61]
- 54/55 Philipperbrief [oder erst 60/61]
- 55/56 Reise nach Ephesus über Troas und Mazedonien
- 56 Galaterbrief
- 56 Römerbrief
- 56/57 Reise von Korinth mit Kollekte nach Jerusalem
- 58-60 (?) Reise des Gefangenen Paulus nach Rom
- 60-62 (?) Aufenthalt in Rom und Märtyrertod

(nach: Jürgen Becker, Paulus. Der Apostel der Völker, Tübingen 1989, S. 32)

Bücher

Paul Weß: Glaube aus Erfahrung und Deutung. Christliche Praxis statt Fundamentalismus, Otto Müller Verlag, Salzburg-Wien 2010 (ISBN 978-3-701311774), 278 Seiten. 24,80 Euro.

Paul Weß (Jahrgang 1936), zuletzt Dozent für Pastoraltheologie in Innsbruck, hat in diesem Band sieben Aufsätze aus den Jahren 2004 bis 2009 zusammengestellt, einen bislang unveröffentlichten Aufsatz hinzugefügt und das Ganze mit einer ausführlichen Einführung (S. 13-50) versehen. Dabei sind letztlich „alle Beiträge [...] aus dem Anliegen entstanden, auf grundlegende Fragen des Glaubens nicht-fundamentalistische Antworten zu finden und diese den religionskritischen Menschen von heute zu vermitteln“ (S. 48).

Zum einen entwickelt Weß sein Anliegen als scharfsichtige Kritik am 2. Vatikanischen Konzil sowie am derzeitigen Papst. Seine Vorwürfe wiegen schwer. Sie diagnostizieren fundamentalistisches Denken (einschließlich einer fundamentalistischen Berufung auf Jesus als Mensch gewordenen Gott), Offenbarungspositivismus sowie Missachtung der Relevanz der Praxis für den Glauben.

Fundamentalistisches Denken zunächst beruht für Weß auf einem Zirkelschluss. Danach wird der eigene Wahrheitsanspruch mit der Wahrheit der eigenen Quellen begründet. Diese „zirkuläre Selbstbegründung der Irrtumslosigkeit seiner Quellen (Schriften oder religiöse Autoritäten)“ ist der „eigentliche Kern jedes religiösen Fundamentalismus“ (S. 16). Einen solchen Fundamentalismus sieht Weß im Zentrum der römisch-katholischen Kirche, etwa wenn das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche bzw. des Papstes die Irrtumslosigkeit dieses Dogmas und damit anderer kirchlicher Lehren begründen soll. Ebenso zeigt sich der christliche Fundamentalismus in der Begründung des eigenen Glaubens durch Berufung auf Jesus als Mensch gewordenen Gott, wobei es sich tatsächlich um eine „Berufung auf eine bestimmte Auslegung der neutestamentlichen Bibel und auf die Lehre der Kirche“ handelt (S. 22).

„Auf einer solchen Basis könnte jede Religion behaupten, die absolute Wahrheit zu haben und zu verkünden, und es gäbe keine Möglichkeit für eine Revision sowie für eine gegenseitige Annäherung der verschiedenen Glaubenslehren“ (S. 9).

Nach der Einschätzung von Weß hat das Konzil des Weiteren keine überzeugenden Antworten auf die Argumente des Atheismus gefunden. Zwar setzt es sich mit diesen Argumenten auseinander, um sie zu entkräften. Aber es „versucht nicht, den Glauben positiv mit der Vernunft zu rechtfertigen, also Gründe für den Theismus vorzulegen, weil es sich desselben auf Grund seiner fundamentalistischen Überzeugung, in Jesus Christus die Selbstmitteilung Gottes empfangen zu haben, absolut sicher ist“ (S. 29 f.).

Schließlich wirft Weß dem Konzil vor, keine hinreichenden Folgerungen aus der Relevanz der Praxis für den Glauben gezogen zu haben. Denn die Praxis der Begegnung und der Gemeinschaft in der Kirche hat eine substanzielle Bedeutung für den Glauben, ja sie ist „die wichtigste Vorbedingung für den Glauben, weil dieser auf die Erfahrungen gläu-

biger Liebe angewiesen ist. Demgemäß muss auch die Kirche gestaltet werden“ (S. 43). Damit sind wir bei den konstruktiven Ansätzen, mit denen Weß *zum anderen* und vor allem sein Anliegen entwickelt.

Dabei versucht er den Glauben rational, auf nicht-fundamentalistische Weise zu rechtfertigen, indem er ihn in differenzierter Argumentation als religiöse Deutung der mit der Kontingenz der Welt des Menschen gegebenen Frage nach Gott expliziert (S. 131-165). Diese Deutung ist keineswegs ein zwingender Schluss, eher eine Art Extrapolation aus den allgemein menschlichen Erfahrungen von Abhängigkeit und Kontingenz, wobei Gott als tragender, Sinn gebender, transzendenter Grund unseres Daseins erscheint. Zur Rationalität des Glaubens, die sich nicht einfach auf eine göttliche Offenbarung berufen kann, gehört für Weß auch eine an die frühe judenchristliche Tradition anknüpfende Christologie. Demnach war Jesus kein Mensch gewordener Gott, sondern „der neue Adam und Anführer im Glauben, der in allem uns gleich ist außer der Sünde“ (S. 73). „Eine solche Rückbesinnung auf den biblischen Christusglauben würde – jenseits von einem fundamentalistischen Absolutheitsanspruch einerseits und einem relativistischen Gleich-Gültigkeits-Standpunkt andererseits – neue Chancen eröffnen für das Gespräch mit dem Judentum und dem Islam sowie mit anderen Religionen und Weltanschauungen“ (S. 98). Schließlich folgt aus der Revision der althergebrachten christologischen und ekklesiologischen Dogmen die Forderung nach einer tief greifenden Reform der römisch-katholischen Kirche von einer erstarrten hierarchischen Amtskirche hin zu einer lebendigen Gemeindekirche, die „zum Erfahrungsraum der Liebe Gottes in der Welt“ wird (siehe vor allem S. 185-220). Diese notwendige Reform im Sinn der biblischen Vorgaben aber wird so einschneidend sein, dass sie in der bisherigen christlichen bzw. kirchlichen Geschichte nur vergleichbar ist mit den frühchristlichen Auseinandersetzungen, die sich im so genannten Apostelkonvent (siehe Apostelgeschichte 15) spiegeln (S. 182). Dementsprechend bedürfte dieser fällige „Paradigmenwechsel im Christentum“ eines neuerlichen Konzils (S. 73).

Das vorliegende Buch ist ein mutiges Buch, und vielleicht ist Weß für den erwartbaren Eingriff des katholischen Lehramtes ja nur nicht prominent genug. Freilich, für ein liberales Christentum wie für eine ebensolche Theologie sind seine kritischen sowie konstruktiven Thesen nicht neu. Sie zeigen aber eine erfreuliche Verbundenheit liberalen theologischen Denkens über die konfessionellen Grenzen hinweg.

Ob Weß gut beraten ist, wenn er sich für seine zukunftsweisenden christologischen und ekklesiologischen Überlegungen auf entsprechende biblische Ansätze beruft, möchte ich bezweifeln. Denn es gibt erfahrungsgemäß nicht nur andere, bei Bedarf zur Verfügung stehende biblische Ansätze, mit denen man traditionelle Positionen begründen kann. Vor allem können darüber hinaus die biblischen Ansätze als solche überhaupt keine theologisch stichhaltigen Begründungen liefern. Vielleicht sollte Weß zudem seine Überlegungen insgesamt stärker interreligiös als säkular orientieren. Mir erscheint jedenfalls seine Diagnose einer „weitgehend religionskritischen, säkular gewordenen Welt von heute“ (S. 221) nicht recht überzeugend, da ich im Blick auf die Gegenwart eher von einer multireligiösen als von einer säkularen Gesellschaft sprechen würde.

Über all das aber lässt sich unter liberalen Theologen abseits von allem fundamentalistischen Denken in aller Freundschaft diskutieren.

Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller, Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach

Martin Fuchs: Jesus am Beduinenfeuer. Ein Fenster in seine Zeit. Erfahrungen mit Beduinen in Wüsten des Heiligen Landes. Verlag Werner Grimm, Tübingen 2012 (Biblische Raritäten Band 6, hg. von Werner Grimm) (ISBN 978-3-00-037548-4). 114 Seiten, DIN a 4, hardcover, mit vielen Farbfotos. 27,50 Euro.

Ein ungewöhnliches Buch ist anzuzeigen, das nicht ins theologische Publikationsschema renommierter Verlage passte, jetzt aber von dem Tübinger Verleger und Autor Dr. Werner Grimm in seine Reine „Biblische Raritäten“ aufgenommen wurde. Ein württembergischer Theologe erlebt hautnah und nicht nur als üblicher Tourist die Welt der Beduinen der Sinaiwüste und berichtet davon mit hervorragenden fotografischen Aufnahmen. Das Ungewöhnliche aber besteht darin, dass er dieses Erleben von vornherein unter der Prämisse befragt, ob er damit vielleicht der praktischen Lebenswelt Jesu und so dem wahren historischen Jesus näher kommen könnte. Und in der Tat bleibt seine Frage nicht ohne Antwort. Denn Israels und damit Jesu Ursprünge liegen ja im Beduinentum der biblischen Urväter und der Wüstengeneration der Einwanderer ins Gelobte Land.

Es zeigt sich: „Noch heute stehen sie [die Beduinen] und ihre von der Wüste erzwungene Lebensweise Jesus und seiner Zeit kulturell und soziologisch näher als wir Menschen der westlichen Hemisphäre“ (S.6). Und so kommt Martin Fuchs zu dem Ergebnis: „Meine Wege mit solchen Beduinen führen an ein Fenster, das ungewohnte und ungeahnte Blicke in die Welt der Evangelisten und des Jesus von Nazaret erlaubt, ja mehr noch: Annäherung an seine Botschaft und an Elemente seiner Lehre“ (S.6). Diese Erkenntnis provoziert aber zugleich „kritische Fragen an die Kirche, an die herrschenden Theologien und an den in der westlichen Welt eingerissenen und eingefleischten Lebensstil“ (S.6), was dem Buch eine überraschende Aktualität verleiht.

Das lässt sich hier natürlich nicht im Einzelnen aufzählen, zumal uns Fuchs erst allmählich im Verlauf seiner geschilderten Erfahrungen zu den entscheidenden Einsichten führt. Dieses Ziel wird dann aber im 43. Kapitel „Zwei Lebensweisen“ anhand von Erich Fromms „Haben oder Sein“ entfaltet: „Das Haben, die Praxis, alles mit Geld kaufen zu wollen und nach der dabei aufgewandten Mühe die gültigen Werte zu bestimmen, ist unserer Zivilisation so selbstverständlich geworden, dass es dazu keine Alternative zu geben scheint. Erich Fromm sieht im Gegensatz zum Haben die Lebensweise des Seins, ein schon in der Ureinheit von Mutter und Kind angelegtes konkurrenzfreies Miteinander, welches in gegenseitiger Verantwortung die Entfaltung und Verwirklichung der Person zum erfüllten Menschsein ermöglicht“ (S.71).

Es ist spannend zu lesen, in welchem Maß die Lebensbedingungen der Wüste ein solches Verhalten erfordern, in dem nicht das Haben, sondern das Sein Vorrang hat: Ein Leben ohne festen individuellen Besitz an Grund und Boden, das zu einer Haltung des

Teilens der schmalen Ressourcen und zu einer täglichen Festigung und Bereinigung der Gemeinschaft am abendlichen Beduinenfeuer führt. Weisungen der alttestamentlichen Tora aus der Wüstenzeit, später durch die Unzahl der Habens-Regelungen aus der Zeit der Sesshaftigkeit im Heiligen Land überwachsen, erhalten von da aus erhellende Bedeutung, ebenso wie biblische Begriffe oder Geschichten - etwa die von Mose vor dem brennenden Dornbusch 2. Mose 3 - überraschend neue Seiten zeigen. Und es ist diese aus der Wüsten-erfahrung gewonnene reine Zuwendung zum „Nächsten“ - wer immer das in der Härte der Wüste sein mag -, was Jesu Verhalten und Ethik geprägt hat. So gewinnt vor allem die Praxis des Abendmahls im Licht des abendlichen Beduinenfeuers eine ganz neue Aktualität. So viel nur als vereinzelte Beispiele, die zur weiteren Exkursion in die Welt Jesu und seiner Wurzeln reizen mögen.

Am Ende stellen sich einem kritischen Leser freilich manche Fragen. Etwa die, ob hier nicht einer romantischen Verklärung des Beduinendaseins das Wort geredet wird, oder ob über dem internen Leben der Beduinengemeinschaft nicht das oft höchst aggressive externe Verhalten der Stämme gegenüber ihren Feinden aus dem Blick geraten sei. Dem würde der Autor entgegenhalten, dass es ihm nur um die Herausstellung der gemeinschafts-internen beduinischen Existenzstruktur und ihr Weiterwirken in Israel bis auf Jesus gegangen sei, was freilich nicht das Ganze weder des israelitischen Glaubens noch der Praxis Jesu abdecken kann. Doch das sind sekundäre Probleme. Entscheidend ist aber die - im Buch nur kurz angedeutete - elementare Frage, ob nicht die ganze beduinische Welt und ihre Ethik durch den fundamentalen kulturellen Wandel der zur Sesshaftigkeit fortgeschrittenen Menschheit als ein aussterbendes Relikt einer im Ganzen vergangenen Menschheits-epoche zu beurteilen ist. An der Welt des Habens führt nun einmal in der heutigen Welt kein Weg mehr vorbei. Ist darum die Bemühung um eine Lebenseinstellung des Seins nur noch vergebliche Liebesmüh? Ist die Bergpredigt in dieser Habens-Gesellschaft vielleicht nur romantische Nostalgie, Regression in eine vergangene beduinische Lebensform, die deshalb seit zweitausend Jahren immer nur eine Protestbewegung gegen die Habensgier geblieben ist oder bestenfalls zu minoritären mönchischen Alternativgemeinschaften geführt hat? Hier stehen fundamentale Probleme der Ethik zur Diskussion, und es ist das Verdienst dieses Buches, dass es diese Probleme jetzt durch eine historische Sicht anstößt, die in dieser Art ungewohnt und neu ist.

Obstudienrat i.R. Wolfram Zoller, Ulrich-von- Hutten-Str. 61, 70825 Korntal-Münchingen

Leser-Echo

Zu: „Universale und maßgebende Offenbarung“ (Freies Christentum 2/2012, S. 29-31)

Zwei Gedanken oder Einfälle kamen mir beim Lesen, einmal die Frage, ob das „Infra Lutheranium“ (wie Sie es bei Paul Tillich gefunden haben) nicht besser das „Intra

Lutheranum“ genannt würde; „intra“ scheint mir eindeutiger das „Innerhalb“ auszusagen als „infra“. (Hat Tillich vielleicht „intra“ geschrieben, etwas undeutlich, und dann wurde es später beim Druck falsch abgelesen als „infra“?) [Diese Vermutung klingt plausibel. Andreas Rössler.] Zum andern: Stehen beim „Extra Calvinisticum“ die „zwei Naturen“ tatsächlich „unabhängig nebeneinander“? Mein Eindruck ist: Sie durchdringen sich zwar nicht gänzlich (wie beim „Infra Lutheranum“), aber doch teilweise; genauer: Sie durchdringen sich in der Weise, dass der Mensch (wie Christus) ganz davon durchdrungen sein kann, aber die andere göttliche Natur /Wesenheit größer ist und sowohl innerhalb als auch außerhalb ist/bleibt. Im Bild, einem Schnittmengen-Bild sozusagen: In den großen Kreis der göttlichen Natur/Wesenheit ist ein kleiner/kleinerer Kreis eingelagert, welcher den Christus/den Menschen versinnbildlicht.

Oberkirchenrat i.R. Dr. Jürgen Linnewedel, Wilhelm-Raabe-Str. 27, 30826 Garbsen

Zu: „Jesus der Befreier“ (Freies Christentum 2/2012, S. 41-44)

Dr. Wolfgang Sternstein hat seine Reaktion auf mein Trinitäts-Referat in Heft 5/2011 zu Recht als „Stellungnahme“ bezeichnet, denn er geht in keiner Weise auf den Inhalt meines Textes ein, sondern stellt ihm eine - in sich höchst sympathische - konträre Gegenposition entgegen, nämlich die strikte Beschränkung auf die Revitalisierung des historischen Jesus. Damit freilich wird jedes Bemühen um ein historisches oder symbolisches Verstehen der in zweitausend Jahren gewachsenen und erlebten kirchlichen Theologie von vornherein als gänzlich unnötiges Sich-Bemühen um etwas qualifiziert, das dieser Meinung nach doch nicht mehr als ein zweitausendjähriger Irrtum ist; mehr noch: weil dieser Irrtum historisch so viele negativen Folgen hatte und bis heute die wahre Nachfolge Jesu behindert, muss auch jede rechtfertigende Bemühung um diesen Irrtum - wie in meinem Beitrag unternommen - als hinderlich und damit letzten Endes als schädlich für die Sache Jesu und des Reiches Gottes erscheinen.

Diese klare Positionierung macht im Grunde einen weiteren Dialog überflüssig, da er nur in einer wechselseitigen weiteren Demonstration der eigenen Meinungen bestehen könnte. Dr. Sternstein und ich haben uns zwar persönlich im Schriftwechsel weiter ausgetauscht, da aber die Positionen in den beiden Ursprungstexten klar sind, habe ich auf eine öffentliche Weiterführung der Diskussion hier im „Freien Christentum“ verzichtet. Der „Bund für Freies Christentum“ sucht ja - wie auf der Rückseite jedes Heftes zu lesen ist - „ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren“. Sollte er also derart gegensätzliche Auffassungen wie in unserem Fall nicht mehr aushalten, hätte er damit seine Existenzberechtigung verloren.

Ohne also unsere Diskussion mit diesen Zeilen fortsetzen zu wollen, kann ich doch eine Stelle in Dr. Sternsteins Text aus historischen wie sachlichen Gründen einfach nicht unkommentiert öffentlich stehen lassen. Es handelt sich um die beiden Sätze: „Meines Erachtens ist es kein Zufall, dass Wolfram Zoller seinen Artikel mit der imperialen Vision eines Gottesreiches beschließt, in dem ‚sich alle Knie beugen und alle Zungen bekennen

sollen, dass Jesus Christus [eben als Verkörperung dieser Liebe] der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters“ (Philipp 2,10 f.). Diese Vision kann angesichts der Geschichte des Christentums von den Angehörigen anderer Religionen nur als Kriegserklärung verstanden werden.“

Dr. Sternstein sieht richtig, dass mit dem Gedanken des „Reiches“, genauer (vom griechischen Wort „basileia“ her) mit der „Königsherrschaft“ ein Element der Gewaltausübung verbunden sein kann. Kann, nicht muss: für Jesus jedenfalls war diese „Herrschaft“ gleichbedeutend mit „Lebensordnung nach dem (Liebes-) Willen Gottes“. Um die Verwirklichung dieser Lebensordnung hat er uns im Vaterunser (2. und 3. Bitte) beten gelehrt, und diese Bitte wäre sinnlos, wenn sie nicht in der Gewissheit ausgesprochen wäre, dass diese Bitte Erfüllung findet und am Ende der Tage auch in göttlicher Vollmacht verwirklicht würde. Israel war ja in seinen staatlichen Anfängen eine Königsherrschaft, die eben dadurch relativiert wurde, dass die Propheten sie nicht menschlicher Willkür überließen, sondern sie der höchsten Herrschaft Gottes und seinem Willen unterstellt sahen. Daher die Lebendigkeit dieses Begriffs „Herrschaft“, doch bleibt er schillernd und kann leicht auf die Gewaltseite hin ausgelegt werden, wie es ja in der Geschichte Israels bis heute ebenso wie in der Geschichte des Christentums unheilvoll durchexerziert wurde. Aber es gilt auch hier der alte römische Grundsatz „abusus non tollit usum“ (der Missbrauch hebt den richtigen Gebrauch einer Sache nicht auf).

Nun kann man mit Dr. Sternstein (in seinem Buch „Gandhi und Jesus“, S. 324 f.) Paulus zu Recht ein Faible für die Gewalt-Seite des Reiches Gottes vorwerfen, nämlich an der Stelle, wo die Macht Gottes als Richter im Endgericht (etwa in 1.Kor. 15,23-28) angesprochen wird. Damit bewegt er sich aber in der apokalyptischen Weltgerichtsauffassung des damaligen Judentums, die wohl auch Jesus geteilt hat (was Dr. Sternstein freilich vehement bestreitet - die wissenschaftlichen Exegeten streiten darüber bis heute). Jedenfalls aber ist offenkundig, dass bei Jesus selbst - trotz seiner Verwendung des Herrschaftsgedankens - Gottes Machtanspruch hinter seiner Liebe radikal zurücktritt, - es ist die Macht des liebenden Vaters seiner Kinder. Und dass die Liebe gegen alle Widerstände und scheinbaren Niederlagen (Kreuz!) letzten Endes doch Recht erhält und göttlich bestätigt wird, war die eschatologische Hoffnung nicht nur Jesu, sondern der ganzen Christenheit von den ersten Anfängen an, in deren Kraft viele Menschen - Jesus nach! - zuversichtlich in den Märtyrertod gegangen sind.

Eben diese elementare Hoffnungs-Gewissheit drückt sich in jenem uralten Christus-Hymnus aus, den Paulus im Philipperbrief zitiert. In diesem Bild, dass am Ende die in Jesus verkörperte Liebe gegen alle Widerstände siegt (mag das Bild des „auf die Knie Gehens“ uns Heutigen auch fremd geworden sein), liegt doch die ganze Lebenskraft christlichen Glaubens beschlossen - von Jesus selbst an über die frühe Gemeinde und alle Reform-Bestrebungen der Kirchengeschichte bis heute. Dr. Sternstein freilich sieht in diesem Symbol der End-Gültigkeit der in Christus verkörperten Liebe nichts als eine „imperiale Vision“ des Reiches Gottes, die von andern Religionen nur als „Kriegserklärung“ aufgefasst werden kann, während sie in Wirklichkeit gerade die letzte Einheit aller Menschen im

Geist der Liebe vorzeichnen will, wenn auch in der Symbolsprache einer vergangenen Welt. Eine solche vorsätzlich das potenzielle Gewalt-Element des Begriffes „Herrschaft“ oder „Reich“ aus dem Text (oder vielmehr in ihn hinein) lesende Interpretation, so schrieb ich Dr. Sternstein persönlich, „zeugt für mich von einem fundamentalen Unverstehen der historischen Sachverhalte in einer geradezu ideologischen Voreingenommenheit. Konsequenterweise müsste man dann freilich schon den Begriff des ‚Reiches‘ selbst, an dem Ihnen so viel liegt, als imperiales Konstrukt ablehnen“, was gewiss im Freien Christentum auf kopfschüttelndes Unverständnis stoßen würde.

Wollte man Philipper 2,10 f. als „imperiale Vision“ missverstehen und somit abservieren, wäre damit ja Dr. Sternsteins eigenen, so vorbildlichen wie leidenschaftlichen Bemühungen um eine Welt, in der die Bergpredigt Gültigkeit gewinnen soll, die Gewissheit geraubt, auf der rechten Seite Gottes und der Menschlichkeit gegen alle Widerstände des menschlichen Egoismus zu stehen. Die Hoffnung auf die End-Gültigkeit der Liebe und Gerechtigkeit aufzugeben würde das Ende jeder Motivation unseres - nach außen hin oft so erfolglos erscheinenden - Einsatzes für eine menschlichere Welt bedeuten, den viele Christen dennoch auf sich zu nehmen bereit sind. Dies klarzustellen ist mir wichtig. Freilich ist zu dieser Sicht eine differenzierende Betrachtungsweise erforderlich und ein Sinn für die vielschichtige Symbolhaftigkeit religiöser Sprache. Damit tun sich allerdings nicht wenige im Freien Christentum schwer - leider.

Oberstudienrat i.R. Wolfram Zoller, Ulrich-von-Hutten-Str. 61, 70825 Korntal-Münchingen

Zu: „Wie begegnen wir religiöser Gleichgültigkeit?“ (Freies Christentum 3/2012, S. 57-59)

Manche sog. religiös gleichgültigen Menschen kann man auch als „religiös unmusikalisch“ bezeichnen, ohne sie damit in irgendeiner Weise abzuwerten. Schon Friedrich Schleiermacher hat Musikalität und Religiosität in Beziehung gesetzt, Jürgen Habermas hat sich selbst als religiös unmusikalisch bekannt, obwohl er sich mit philosophischen Fragen der Religion immer wieder intensiv beschäftigt hat.

So, wie die Lebenserfahrung zeigt, dass nicht alle Menschen gleich musikalisch begabt sind, so zeigt sie auch, dass Religiosität eine Begabung ist, die in Menschen unterschiedlich wirksam wird.

Ich selbst halte mich für religiös musikalisch, aber auch für „mystisch unmusikalisch“ (Arndt Brummer), das heißt, ich bin ziemlich sicher, dass ich auch ohne die religiöse Sozialisation in meinem Elternhaus das Bedürfnis hätte, nicht autonom zu sein, sondern mich mit all meinen Genen und Memen (Verhaltensmustern) einer Größeren Wirklichkeit zu verdanken und mich möglichst auch dementsprechend zu verhalten.

Ich bin immer wieder Menschen begegnet, die offenbar nicht in der Lage waren, über ihr eigenes begrenztes Weltbild hinaus zu denken, zu fühlen und zu handeln. Ich erhebe mich selbstverständlich nicht über sie, weil sie eine ganze Reihe von anderen Begabungen haben, die mir wiederum fehlen. So, wie ich mich bemühe, meine Defizite und Handicaps bewusst wahrzunehmen und jederzeit offen für die Ergänzungen durch andere Menschen

zu sein, so erhoffe ich mir von den religiös unmusikalischen oder weniger musikalischen Menschen, dass sie sich die ihnen fremd klingenden Töne, gleich, ob sie harmonisch oder „neutönerisch“ sind, jedenfalls anhören und sie gelegentlich sogar „schön“ finden.

Von den „mystisch Musikalischen“, zu denen ich auch immer wieder gerne gehören würde (ich habe oft an Meditationen aller Art teilgenommen), aber wegen offenbar fehlender Begabung nicht dauerhaft gehören kann, wünsche ich mir, dass sie über der Freude an ihren eigenen Fähigkeiten ihre Halbbrüder und –schwestern im Geist auch als „gleichwertig“ akzeptieren können.

Dr. Hans-Martin Schmidt, Morbacher Str. 53, 50935 Köln (Sülz)

Zu: „Christliche Religion und Buddhismus“ (Freies Christentum 3/2012, S. 62-69) und „Unvereinbar? Über einen kritischen Vergleich zwischen Buddhismus und Christentum“ (Freies Christentum 3/2012, S. 69-78)

Zufällig habe ich Ihr o.G. Heft erhalten und mich als Buddhist sehr gefreut, dass Sie mit Sachkenntnis und großer Objektivität über den Buddhismus berichten. Im Ergebnis stimme ich Herrn Schmidt zu, dass Buddhismus und Christentum in vielen Punkten nicht miteinander vereinbar sind. Ich bin Vorstandsmitglied des „Buddhistischen Bundes Hannover“, der die kleine Zeitschrift „Der Mittlere Weg“ herausgibt. Mir sind die Sorgen bekannt, die die Herausgeber kleiner religiöser Hefte, besonders was den Nachwuchs betrifft, haben. Es kann auch schon mal etwas durcheinander kommen, weshalb ich mir folgende Korrektur zu Seite 67 [Freies Christentum 3/2012] gestatte:

Die sog. „1. Edle Wahrheit“ ist von Ihnen zutreffend wiedergegeben. Das Leiden ist der Welt inhärent (also nicht, wie nach christlicher Lehre, durch schuldhaftes Tun in die Welt gekommen).

Bei der „2. Edlen Wahrheit“ betiteln Sie diese zwar richtig als „Ursache des Leidens“, fügen jedoch als Erläuterung die unter Ziff. 1 gehörenden Gründe an (alles was „Leid macht“). *Richtig* ist aber, dass als „Ursache des Leidens“ die *Gier* (bzw. der „Durst“) angesehen wird. An ihre Stelle soll der Gleichmut treten. Zitat (S 56, 11, 6): „Dies, Mönche, ist die hohe Wahrheit von der Ursache des Leidens. Es ist die Wiedergeburt bewirkende, wohlgefällige, mit Leidenschaft verbundene Gier, die hier und dort Gefallen findet, nämlich: die Gier nach Lust, die Gier nach Werden, die Gier nach Vernichtung.“ Die Gier (das Habenwollen) ist es also, was den leidhaften Wiedergeburtskreislauf in Gang hält.

Die „3. Edle Wahrheit“ ist dann eigentlich nur eine logische Folgerung: Wenn die „Gier“ Ursache des Leidens ist, muss man sich zur Befreiung um ihre Aufhebung bemühen.

Die „4. Edle Wahrheit“ gibt schließlich den Erlösungsweg vor, also wie die Aufhebung von Gier, Hass und Unwissenheit erreicht werden kann.

Es würde mich sehr freuen, einen wesentlichen Gesichtspunkt der buddhistischen Lehre klargestellt zu haben. Für weiteren Dialog stehen wir gerne zur Verfügung.

Axel Rodeck, Eggenviere 9A, 30419 Hannover

Die Beschäftigung mit diesem Thema kann man mit Hilfe von verschiedenen Ansätzen angehen; der Schmidtsche Ansatz geht sozusagen von einem „harten exoterischen Ansatz“ aus, wobei keinesfalls der von Aristoteles gebrauchte Begriff zur Bezeichnung von oberflächlichen Formen des Diskurses gemeint ist, sondern im Gegenteil ein redliches, in diesem Fall empirisches wissenschaftliches Herangehen. Bei einem solchen Ansatz ist es allerdings keinesfalls verwunderlich, dass natürlich nichts an Gemeinsamkeit zwischen Christentum und Buddhismus bleibt.

Die nachstehend beispielhaft aufgeführten Gedanken zu diesem Thema stammen aus der Mathematik und Informatik, sind aber vielleicht gerade deshalb recht nützlich, weil ja diese beiden Wissenschaften den Nimbus haben, dass sie logisch stringent sind. Sie zeigen, dass dieser scheinbare Antagonismus auch in der „realen Welt“ für viele bekannte und gut erforschte wissenschaftliche Phänomene auftritt.

Analysiert man z.B. auf diese Weise die komplementären Ansichten eines konzeptionellen Datenbanksystems wie z.B. den Ausschnitt (in der Fachsprache „View“ genannt) „alle ICE Verbindungen in Deutschland“ und einen anderen Ausschnitt „die Nahverkehrsverbindungen in Oberbayern“, gibt es auch keinerlei Gemeinsamkeiten, sondern nur Unterschiede; das Gemeinsame ergibt erst der in der Fachsprache so genannte „konzeptionelle Datenbankentwurf“, nämlich das Kursbuch der Bundesbahn, das beide Ausschnitte und noch sehr viel mehr vereinigt und umfasst.

In der Mathematik gibt es eine Vielzahl solcher Phänomene von dualen oder höherdimensionalen Äquivalenzen. Wenn man nur diese einzelnen Manifestationen des Problems isoliert betrachtet, ist keine Gemeinsamkeit erkennbar, z.B. gibt es in der String Theorie gleich fünf solcher äquivalenten Manifestationen; die übrigens mathematisch allesamt sehr schwer sind, weshalb diese Dinge nicht so bekannt sind.

Was bei dem diskutierten Thema natürlich fehlt, ist eben dieser konzeptionelle Ansatz, wobei bei Pfüller das Bemühen um diesen konzeptionellen Ansatz stärker erkennbar ist als bei Schmidt. Die spannende Frage ist natürlich, ob es ihn wirklich nicht gibt oder ob wir ihn noch nicht gefunden haben. In dem von Pfüller zitierten Quellen/ Ansätzen findet man durchaus etwas in der Hinsicht.

Wie weit sind allerdings esoterische Erweiterungen des Christentums erlaubt und sinnvoll? Dies gilt insbesondere für die von Pfüller kurz beschriebene Richtung der Anthroposophie. In dieser Hinsicht mag z.B. die Lektüre des Lukasevangeliums von Rudolf Steiner für den einen eine Bereicherung sein; für den Anderen hingegen eine „wilde Spekulation“.

Dr. Helmut Fritzsche, Postfach 1319, D-85567 Grafing

Zu: „Leser-Echo“ zu „Gott, nicht-theistisch' denken?“ (Freies Christentum 3/2012, S. 81-82)

Ist das Kausalprinzip überholt? Unter der Überschrift „Gott, nicht-theistisch' denken?“ wird in Freies Christentum 1/2012, S. 12-17, je ein Buch des anglikanischen Theologen John Shelby Spong, des katholischen Theologen Hubertus Halbfas und des evangelischen

Theologen Helmut Fischer durchaus kritisch besprochen. Obwohl in diesen Vorstellungen vom *Kausalprinzip* überhaupt keine Rede ist, rügt ein Leser im Leser-Echo Freies Christentum 3/2012: „Einige moderne Theologen haben noch nicht realisiert, dass das Kausalprinzip [...] in der Neuen Physik nur noch ein Sonderfall für irdische Bedingungen ist.“ Zu dieser Behauptung verleitet ihn seine „ideelle teleologische Sicht“ der Evolution. Das darf aus den folgenden Gründen nicht unwidersprochen bleiben:

(1) Ohne Kausalprinzip ist Evolution – auch in teleologischer Deutung – nicht zu denken, weil jedes neue Stadium in ihr auf einem vorhergehenden als dessen Ursache beruht.

(2) Die Hypothese des (schwachen) anthropischen Prinzips sagt eigentlich nur, dass unsere Erde eben so beschaffen war, dass intelligentes Leben entstehen konnte. Daraus eine Teleologie abzulesen (starkes anthropisches Prinzip) ist angesichts des wiederholten Massenaussterbens und der jeweiligen Zufälligkeit des Überlebens zumindest höchst fragwürdig. Aber das Kausalprinzip ist dadurch jedenfalls nicht außer Kraft gesetzt.

(3) Der berühmt/berüchtigte „Flügel Schlag eines Schmetterlings“ ist eher ein Widerspruch als eine Zustimmung zu diesem Leser-Echo.

(4) Und vor allen hält die „Neue Physik“ uneingeschränkt am Kausalprinzip fest: Lisa Randall, die US-amerikanische Professorin für theoretische Physik an der Harvard Universität, betont: „Wenn sie [Religion] behauptet, dass Gott oder eine übernatürliche Kraft in die Welt eingreift, dann fordert sie die Wissenschaft heraus, weil die Wissenschaft sagt, dass alles in der Welt nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung geschieht. [...] Denn ich sage, dass jede Wirkung eine Ursache haben muss und allem eine physikalische Struktur zugrunde liegt. Wenn etwa keine Synapsen in unserem Gehirn feuern würden, dann könnten wir keine moralischen Entscheidungen treffen. Wer wirklich glaubt, dass Gott bei diesen Entscheidungen mitspielt, muss erklären, wie Gott das Feuern der Synapsen beeinflusst“ (DIE ZEIT, 3. Mai 2012).

Hermann Pelchen, In der Neckarbell 120/2, 69118 Heidelberg

Personen

Karin Klingbeil zum 60. Geburtstag

Im Namen des Vorstandes des Bundes für Freies Christentum möchte ich Frau Karin Klingbeil zu ihrem 60. Geburtstag am 5. Juli herzlich gratulieren. Mögen ihr auch im neuen Lebensjahrzehnt gute Gesundheit, Schaffensfreude und -kraft erhalten bleiben.

Am 5. Juli 1952 in Mülheim an der Ruhr geboren, zog Karin Klingbeil bereits im Alter von drei Monaten mit ihren Eltern um nach Kairo. Dort wuchs sie auch auf bis zum Abitur. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland studierte sie Islamkunde an der Universität

Freiburg. Es folgte die Heirat mit dem Juristen Jörg Klingbeil, der jetzt das Amt des Landesbeauftragten für den Datenschutz Baden-Württemberg innehat. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor; seit einiger Zeit dürfen sich Klingbeils einer Enkelin erfreuen.

Selbst aus einer Templerfamilie stammend, übernahm Karin Klingbeil 1994 die Geschäftsführung der Tempelgesellschaft in Deutschland. Seit 1998 leitet sie als Nachfolgerin von Pfarrerin Dr. Jutta Reich auch die Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum. Weiterhin wurde sie im Jahr 2004 als Nachfolgerin von Pfarrer Heinrich Frommer zur Geschäftsführenden Vorsitzenden gewählt und versieht schließlich seit 2006 auch das Amt des Schatzmeisters, das zuvor Peter Lange innehatte.

Alle diese Ämter übt sie mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit der nötigen Kompetenz und nicht zuletzt mit besonderem persönlichen Engagement aus. Für die stets vertrauensvolle und verlässliche Zusammenarbeit bin ich ihr sehr dankbar und freue mich auf weitere Jahre des gemeinsamen Wirkens zum Wohle des Bundes für Freies Christentum.

Werner Zager

Mitgliederversammlung 2012

An die Mitglieder des Bundes für Freies Christentum

Gemäß § 6 unserer Satzung lade ich die Mitglieder des Bundes für Freies Christentum hiermit zur Mitgliederversammlung ein. Diese findet im Rahmen der Jahrestagung 2012 statt: am Samstag, 22. September 2012 um 20 Uhr in der Evangelischen Akademie Hofgeismar, Gesundbrunnen 8, 34369 Hofgeismar.

Tagesordnung:

1. Bericht der Geschäftsführung
2. Kassenbericht und Entlastung.
3. Neubesetzung der Schriftleitung.
4. Veröffentlichungen.
5. Jahrestagungen (11.- 13. Oktober 2013 in der Evangelischen Akademie Loccum: „Tod und ewiges Leben“. - Themenvorschläge und Planung für weitere Jahrestagungen).
6. Verschiedenes.

Sollten Mitglieder den Wunsch haben, weitere Punkte auf die Tagesordnung zu bringen, bitte ich um vorherige Absprache.

Karin Klingbeil, Geschäftsführende Vorsitzende (Stuttgart, 21. Juni 2012)

Termine

Regionaltreffen in Stuttgart

Im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

28. Juli. Dr. Andreas Rössler: „Jenseits von Theismus und Atheismus. Neu von Gott reden“. (Thema geändert!).

10. November. Dr. Eberhard Zwink: „Eberhard Nestle (1851-1913) – der Herausgeber der textkritischen Ausgabe des griechischen Neuen Testaments“.

Jahrestagung 2012 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September 2012 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar, Gesundbrunnen 8, 34369 Hofgeismar.

Thema: „Universale Offenbarung? Der eine Gott und die vielen Religionen“.

Ein Flyer der Jahrestagung liegt diesem Heft 4/2012 bei. Das Programm findet sich auch in dieser Nummer auf der dritten Umschlagsseite.

Tagungsbeitrag:

175,50 Euro (inklusive Tagungsbeitrag/Vollverpflegung/Einzelzimmer).

163,50 Euro (inkl. Tagungsbeitrag/Vollverpflegung/Zweibettzimmer).

109,50 Euro (inkl. Tagungsbeitrag/Verpflegung ohne Frühstück).

60 Euro Tagungsbeitrag.

65 Euro Schülerinnen/ Schüler.

50 % Ermäßigung für Studierende/Auszubildende bis 35 Jahre.

Anmeldung:

Schriftlich bis zum 14. September 2012: Evangelische Akademie, Gesundbrunnen 11, 34369 Hofgeismar. Fax 05671-881-154. E-Mail: ev.akademie.hofgeismar@ekkw.de

Internet: www.akademie-hofgeismar.de

Telefonische Auskunft:

Inhaltliche Fragen: 05671-881-108. - Unterkunft und Verpflegung: 05671-881-0.

Anreiseempfehlung:

Mit der Bahn: Hofgeismar ist vom ICE-Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe aus in einer Fahrzeit von ca. 35 Minuten zu erreichen.

Jahrestagung 2012 des Bundes für Freies Christentum

21. bis 23. September 2012 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar

Thema: „Universale Offenbarung?“ Der eine Gott und die vielen Religionen“.

Freitag, 21. September

18 Uhr. Abendessen.

19.30 Uhr. Eröffnung der Tagung. Begrüßung.

20 Uhr. Professor Dr. Werner Zager (Worms): „Konzeptionen einer universalen Offenbarung innerhalb der liberalen Theologie“.

Samstag, 22. September

9 Uhr. Dr. Martin Bauschke (Berlin): „Die Vorstellung einer universalen Offenbarung aus der Perspektive von Judentum und Islam“.

11 Uhr. Professor Dr. Perry Schmidt-Leukel (Münster): „Die Vorstellung einer universalen Offenbarung aus der Perspektive von Buddhismus und Hinduismus“.

15 Uhr. Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Stuttgart): „Universales Gottesbewusstsein und religiöse Gleichgültigkeit – ein Widerspruch?“

16.30 Uhr. Pfarrerin Martina S. Gnadt (Kassel): „Filmimpuls zur religiösen Situation in Deutschland“. Anschließend Arbeitsgruppen.

20 Uhr. Öffentliche Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum.

Sonntag, 23. September

9 Uhr. Gottesdienst. Akademiedirektor Karl Waldeck (Hofgeismar).

10 Uhr. Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller (Eisenach): „Viele Religionen – viele Offenbarungen? Sinn und Unsinn der Rede von göttlichen Offenbarungen“.

11.45 Uhr. Podiumsdiskussion unter Beteiligung des Plenums.

12.30 Uhr. Mittagessen. Ende der Tagung.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).